

Christian Stäblein | Traugott Wrede

Lieder, Licht und Leidenschaft

Qualität im KirchenRaum



Loccumer Theologische Beiträge

PT Lca 623



Christliche Literatur | Produkt-Werke

Lieder, Licht und Leidenschaft

Qualität im Kirchenraum

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://www.d-nb.de> abrufbar.

© Lutherisches Verlagshaus GmbH, Hannover 2012
www.lvh.de
Alle Rechte vorbehalten

Gesamtgestaltung und Satz: Sybille Felchow, she-mediengestaltung, Hannover
Umschlaggestaltung unter Verwendung von: Gordon Bussiek | Fotolia.com
Druck und Bindung: CPI – buchbücher.de GmbH, Birkach

ISBN 978-3-7859-1049-8

Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
---------------	---

I Qualität im Begriff

Philipp Stoellger: Qualitätssicherung in Sachen „Religion“? Zum hermeneutischen Problem der Qualität.	10
David Plüss: Was ist gute Praktische Theologie? Der Qualitätsbegriff aus praktisch-theologischer Perspektive.	26
Folkert Fendler: Qualitätsentwicklung im Gottesdienst zwischen Gottes Güte und menschlichem Bemühen.	43

II Qualität in der Praxis – Beiträge aus der Ausbildung

Christina Costanza: Der Herr lasse leuchten ... Die Bedeutung künstlichen Lichts für die Inszenierung des Gottesdienstes.	58
Elisabeth Rabe: „Irgendwas bleibt“ zwischen Kunstwerk und Verkündigung. Zum Potential von Texten deutscher Popularmusik für die Homiletik.	96
Simon de Vries: www.verWEBt.de – Perspektiven für Kirchengemeinden im Zeitalter des WEB 2.0.	143

III Qualität in Frage – Beiträge aus der Fortbildung

Oda-Gebbline Holze-Stäblein: „Wenn Ihr betet ...“ – Worte machen für das gottesdienstliche Beten.	186
Friedrich Ley: Auf dem Weg in die postsäkulare Gesellschaft? Jürgen Habermas und Benedikt XVI.	205
Christian Stäblein: Etwas Neues auf der Kanzel!? Homiletische Anmerkungen zum Umgang mit „alten“ Predigtmanuskripten	213

Anhang:

Die Autoren	223
-------------------	-----

Qualitätssicherung in Sachen ‚Religion‘? Zum hermeneutischen Problem der Qualität

33. Theologisches Forum vom 12.–14.8.2009 in Loccum

1. Qualität als Problem
2. Problemlösung Evaluationen?
3. Problemgeschichtliche Erinnerung
4. Perspektivendifferenz: Musil und Kamlah
5. Therapieversuche: Qualitätskontrolle und -sicherung?
6. Wie bildet sich der ‚Sinn für Qualität‘?

1. Qualität als Problem

Kirche und Theologie haben ein Qualitätsproblem, und nicht nur eines.

Was genau das für ein Problem sein mag, ist aber klärungsbedürftig – ein Problem *mit der Qualität* –; und wie damit sinnvoll umzugehen ist, ebenso. Geht es um die Qualität der Lehre, der Forschung, der Studienleistungen, der Vikare oder ihrer Ausbildung, der Predigten oder der kirchlichen Verwaltung – oder wovon auch immer? Dass ein **Qualitätsproblem** besteht, ist zweideutig:

Es kann negativ heißen, die Qualität stimme nicht, wovon auch immer. Es kann deskriptiv heißen, es besteht ein kritisches Qualitätsbewusstsein.

Diese Differenz ist zunächst einmal bemerkenswert. Denn wer *kein* Problem mit der Qualität hat, hat kein Qualitätsbewusstsein. Und das hieße, an Wahrnehmungsschwäche zu leiden. Von daher sind Qualitätsprobleme Ausdruck von Qualitätsbewusstsein und entsprechendem Gewissen und Skrupeln.

Daher halte ich – trotz aller Qualitätsprobleme von Theologie und Kirche – diese Not mit der Qualität für eine Tugend protestantischer Kultur.

Während sich mit der ‚Rückkehr der Religion‘ viele, allzu viele mit allem Möglichen an Religion zufrieden geben, nicht selten mit den größten Grotesken, ist trotz allem der Protestantismus eine Religion mit Sinn für Qualität. Während in Ökonomie, Recht und teils sogar Politik viel von Qualitätssicherung geredet wird, ist das Christentum seit

Jahrhunderten um die Qualitätssicherung in Sachen Religion bemüht, und das nicht immer ohne Erfolg. Dass die Apokryphen etwa nicht in den Kanon kamen, ist nicht nur aus Lust an der Macht geschehen, sondern auch aus theologischem Qualitätsbewusstsein. Dass nicht jede Gottesdienstordnung der Lust am Experimentieren preisgegeben wird, hat auch etwas mit dem Sinn für Liturgie zu tun, nicht nur mit Verkrustung und autoritären Strukturen. Und dass bis auf Weiteres jedenfalls Pfarrer ein solides Theologiestudium brauchen, ist nicht nur Lust an Scholastik, sondern aus Erfahrung und Einsicht in die Unabdingbarkeit gewisser Standards vorgeschrieben. Insofern sind die Qualitätsprobleme von Theologie und Kirche etwas zu entdramatisieren: Es sind Probleme auf hohem Qualitätsniveau, zumal im Vergleich zu vielerlei sonstigen Offerten an Religiosität und Spiritualität.

Bei all dem ist klärungsbedürftig, was ‚**Qualität**‘ ist, heißt oder heißen soll. Da es immer um eine näher *bestimmte Qualität* (von etwas, für jemanden, als etwas) geht, ist fraglich, ob man einen allgemeinen Begriff von ‚Qualität‘ bilden und unterstellen kann, der überall gleichermaßen gelten kann.

Qualität ist **relativ** (nicht: relativistisch, bloß subjektiv oder beliebig) zu dem, worum es geht, wem es darum geht, wo und wann (also Ort, Kultur und Zeit) und zur **Hin-sicht** (worum-willen, wofür). Wer diese Relationen nicht beachtet, läuft Gefahr, einen andernorts bestimmten Qualitätsbegriff unreflektiert zu übernehmen – und das wäre möglicherweise fatal. Denn die Qualitätsstandards, etwa für ein schönes Motorrad, sollte man nicht auf seine Frau übertragen (und umgekehrt). Und die Qualität einer Firma sollte man nicht auf Kirche und Universität übertragen, sonst hat man etwas nicht kapiert: mit Kirche und Universität soll nicht ‚Geld gemacht‘ werden, sondern im Gegenteil: es geht um das Loswerden von Geld um willen dessen, was nicht für Geld zu haben ist. Es geht um das, was sich nicht rechnet, was nicht käuflich – und daher auch nicht verkäuflich ist. (Anökonomie vs. Ökonomie)

Das ist einigermaßen trivial, aber wird keineswegs immer bedacht:

Die Qualität von x ist nicht auf y übertragbar: die eines Romans nicht auf die eines Motors; die eines Brötchens nicht auf die eines Sommertages, die eines Uhrwerks nicht auf die eines Weines, die Qualität einer Verkaufsveranstaltung nicht auf die eines Gottesdienstes. Es sind nicht dieselben Arten von Qualität. Qualität meint hier jeweils sehr unterschiedliches.

– Man würde in diesen unterschiedlichen Hinsichten nie und nimmer denselben Experten nach seinem Urteil fragen. Jeder wird ein Urteil bilden können, ob ein Wein oder ein Gottesdienst ‚gut‘ ist – im Sinne dessen, dass er ihn *gut findet*. Insofern urteilt jeder (implizit oder explizit) über die Qualität von etwas. Aber nicht jeder ist in jeder Hinsicht gleichermaßen kompetent. Keiner würde vom Bäcker eine Weinexpertise verlangen – und würde der Bäcker eine geben, könnte das Kompetenzmaß sein.

- Insofern gehören Qualität und Kompetenz durchaus zusammen – allerdings nicht fraglos. In der Tradition des ‚Priestertums aller Gläubigen‘ gilt: es gibt keine ‚geistlichen Kompetenzdifferenzen‘ – jeder ist und vermag vor Gott gleichviel, das heißt genauer: gleichwenig. Denn alle stehen vor Gott gleich schlecht und gleich rechtfertigungsbedürftig dar. Jeder kann daher als Sünder (in re) auch Pastor werden. Aber nicht jeder ist das – aufgrund mangelnder Ausbildung und Ordination. Das heißt: es gilt, bestimmte Voraussetzungen zu erfüllen, um diesen Beruf auszuüben. Die Potentialität ist nicht gleich Aktualität: jeder könnte, aber nicht jeder kann tatsächlich. Wenn das verkannt wird, wäre das ignorant: es würde potentielle Kompetenzen mit aktuellen gleichsetzen. Jeder könnte Arzt werden, aber keiner von Ihnen würde sich von seinem Bäcker operieren lassen. Daher ist sehr fraglich, ob man dem Bäcker den Sonntagsgottesdienst überlassen sollte. In lutherischer Tradition jedenfalls wäre das nur in seltenen Ausnahmen möglich.
- Die Alltäglichkeit der Qualitätsfrage und die Urteilsfähigkeit von ‚jedermann‘ – begegnet dem Urteil von **Experten**, die besondere Erfahrungen und Kompetenzen haben. Der einzelne Gottesdienstteilnehmer wird anders urteilen als ein (Groß-)Visitator oder ein Ausbilder (sei es im Schauspiel, in Homiletik oder in performing arts). Einen Gottesdienst zum Beispiel wird der Pfarrer, dieses oder jenes Gemeindeglied, der Organist oder ein Homiletikprofessor sehr unterschiedlich beurteilen. Was soll man mit dieser Pluralität der Qualitätsurteile tun? Man kann sie nicht zählen (quantitativ entscheiden), man kann sie auch nicht nur hierarchisieren (die von ‚Oben‘ entscheiden), sondern man muss sie wahrnehmen (Sensibilität, Wahrnehmungsschärfung), und *abwägen* (Urteilsbildung), um daraus aber auch Folgen zu ziehen und etwas zu ändern, wenn es nötig ist (Entschiedenheit, Klarheit und Verantwortung). Das ist leicht gesagt – aber es geht hier ja auch nur um Grundsätzliches, nicht um konkrete Fälle.

2. Problemlösung: Evaluationen?

Das übliche und derzeit grassierende Verfahren ist, angesichts der Probleme mit der Qualität, sie durch **Quantität** zu ersetzen, indem man quantifizierende Methoden einsetzt, um Qualitätsfragen zu entscheiden. Man will nicht nur ‚subjektive Geschmacksurteile‘ über die Qualität, sondern objektivierbare Daten. Einerseits ist das verständlich, andererseits hoch problematisch. Es ist das gängige Verfahren von **Evaluationen**.

An der Uni beispielsweise werden Lehrveranstaltungen evaluiert von den Studierenden – und das ist auch gut so. Aber ob der evaluierende Seminarteilnehmer immer oder nur gelegentlich dabei war, wird ebenso wenig berücksichtigt wie die Frage, ob die beurteilenden Studierenden denn ihre Hausaufgaben gemacht haben, ob sie im 1. oder 10. Semester sind etc. Kurzum: Kompetenz und Erfahrung der Urteilenden bleiben außen vor. Es zählt nur die Zahl der Stimmen.

Das verweist auf ein Problem der Evaluationen und führt zu dem akuten morbus evaluitis, an dem Fakultäten längst erkrankt sind, und Kirchen krank werden könnten.

Qualitätsurteile über Quantifizierungen zu gewinnen – ist eben in *manchen* Hinsichten nicht möglich. In manchen schon: Medikamente oder Motoren und ähnliche Wirtschaftsgüter lassen sich so durchaus beurteilen: ob die Qualitätsstandards stimmen, ob sie halten und leisten, was sie sollen etc.

Das Verführerische ist gerade, dass in vielen Hinsichten Qualitätsfragen über Quantifizierungen beurteilt werden können. Davon leben die Statistik, das Versicherungswesen und auch die DIN oder EU-Normen.

Aber in Fragen von Kultur, von Politik, Kunst, Recht oder Geschichte funktioniert das eben nicht. Die Qualität von Politik wird *nicht* von Mehrheiten entschieden, leider. Die Qualität von Kunst auch nicht. Selbstredend wird das auch dort versucht: ‚was sich verkauft‘ gilt als gut. So kann man das sehen – wenn man den ökonomischen Blick wählt.

Aber in Fragen von Kultur *unterscheiden wir kritisch* solche quantifizierenden von qualifizierenden Urteilen. Und das ist auch nötig, wenn der Sinn von Kultur nicht in RTL und BILD aufgehen soll.

3. Problemgeschichtliche Erinnerung:

Üblich ist, Qualitäts- als *Quantitätsfragen* zu behandeln. Wenn man die Messverfahren nur genau genug macht, glaubt man, die Qualität in den Blick zu bekommen. Und das ist ein konstitutiver Irrtum.

a) In der Antike galt als Qualität,

was sinnlich wahrnehmbar ist (die *pathetikai poietetes*): warm/kalt, trocken/feucht, schwer, dicht, rau, hart. Qualität ist eine Frage der *Sinne*, und zwar nach Aristoteles vor allem des Tastsinns. *Wie sich etwas anfühlt*, wäre eine Umschreibung dessen. Einen *sinnlichen* Sinn für Qualität zu haben, unterscheidet ‚beseelte Lebewesen‘ von den unbeseelten. Deswegen ist die Sinnlichkeit, also etwas fühlen zu können, bis heute eine gravierende Unterscheidung zwischen Menschen und Maschinen.

Quantitäten hingegen werden gemessen, gezählt und gewogen. In der Sapiaentia Salomonis 11,21 heißt es im frommen Gebet zu Gott: „du hast alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet“¹.

¹ Sap 11, 21 Aber du hast alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet. Denn deine Kraft gewaltig zu erweisen ist dir allezeit möglich, und wer kann der Macht deines Arms widerstehen? 11,22 Denn die ganze Welt ist vor dir wie ein Stäublein an der Waage und wie ein Tropfen des Morgentaus, der auf die Erde fällt.

Dieses fromme Bekenntnis ist Ausdruck einer Grundhaltung: wenn Gott die Welt geordnet hat nach Maß, Zahl und Gewicht, braucht man nicht nachzumessen oder nachzuzählen. Es ist doch alles in Ordnung.

Ja mehr noch: Wer sich ans Zählen, Messen und Wiegen wagt, der scheint Gott nicht mehr zu vertrauen. Als wollte man den Schöpfer evaluieren, indem man seine Schöpfung kontrolliert, sie nachmisst, ob sie auch wirklich so gut ist, wie in der Schöpfungsgeschichte behauptet.

Vielleicht wurde aus solchen Erwägungen – das ist bis heute eine offene Forschungsfrage – bis ins hohe Mittelalter bekanntlich keine rechte Naturwissenschaft betrieben.

b) Galileo und Descartes

Die experimentellen Wissenschaften in der Neuzeit orientieren sich nicht mehr an den unmittelbaren Sinnesqualitäten², sondern an Zeit, Raum und Gewicht (Raum- und Zeitmaße) – also am Messen, Zählen und Wiegen. Das sind *quantifizierende* Verfahren.

Dementsprechend wurde die **Qualität neu definiert**, und zwar als Eigenschaft von Dingen. Nicht wie sich etwas anfühlt, sondern wie es an und für sich beschaffen ist, wurde maßgeblich.

Als *primäre Qualität* von Dingen galt ihr quantitativmathematisches Maß. Diese primären (und eigentlichen) Qualitäten der Dinge bestehen in den ‚korpuskularen Vorgänge der Materie‘. Wärme ist nicht das, was man fühlt, sondern die meßbare Molekülbewegung. Dichte ist nicht der Widerstand, den etwas dem Tastsinn entgegensetzt, sondern das Verhältnis von Volumen und Masse.

Sekundäre Qualitäten sind dagegen die Vorgänge in der Materie, die Empfindungen erzeugen. Die *Empfindungen* selber gelten als so tertiär wie marginal: die *sinnlichen* Qualitäten.

Das hat gravierende Folgen: Qualität wird auf quantifizierbare Prozesse der Materie zurückgeführt, und was in der Antike als Qualität galt (wie sich etwas anfühlt), wird zur subjektiven, irrelevanten Empfindung (der sinnlichen Qualität).

Galileo zufolge haben Dinge keine sinnlichen Qualitäten, sondern das sind nur Zutaten unserer Sinne. Geruch, Geschmack, körperliches Gefühl und Gehör haben ihren Ort nur im Bewußtsein und sind durch die affizierenden Relationen von den Substanzen verursacht.

Sinnesqualitäten seien daher nur die Namen für die Empfindungen. Eigentlich Qualitäten zu nennen seien nach *Descartes* daher die Beschaffenheit einer Substanz und ihrer Veränderung (Größe, Gestalt, Lage).

Auf *Galileo* und *Descartes* geht das ganze Unternehmen der Neuzeit zurück, mittels Regeln die Eigenschaften der Substanzen zu mathematisieren. Sinnesqualitäten (*qualités tactiles*) wie Härte, Wärme, Farben, Gerüche, Geschmack sind dunkel und verworren

2 J.J. MacIntosh, Primary and secondary qualities, *Studia leibnitiana* 8, 1976, 88–104.

(wenn man sie auf Gegenstände bezieht, in den Sinnesempfindungen). Sinnesqualitäten sind daher nicht eigentlich *sachhaltig* (realis qualitas). Denn sie haben möglicherweise gar nichts mit der ‚Außenwelt‘ zu tun.

Die so erfolgreichen Naturwissenschaften bedeuten daher für die Frage nach der Qualität: einerseits ein Entsorgungsunternehmen: die sensiblen Qualitäten werden irrelevant; andererseits ein Transformations- oder Reduktionsverfahren: die ‚objektiven‘ Qualitäten sind objektiv, eben weil sie faktisch *als Quantitäten* analysiert werden.

Wie etwas beschaffen ist, sagen einem die naturwissenschaftlichen Analysemethoden. *Wie groß, wie schnell, wie lange, wie schwer* etwas ist, bestimmt seine objektive Qualität. Wie man das empfindet, ist dann bloß noch subjektive Zutat.

Fazit:

Die objektive Qualität gilt als quantifizierbar.

Wie etwas beschaffen ist, wird in Maß, Zahl und Gewicht gefasst.

Qualität wird damit zum Gegenstand quantitativer Analysen.

Und was einst als Qualität galt, wie sich etwas anfühlt, die *sinnliche* Beschaffenheit für ein beseeltes Lebewesen, wird zur bloß subjektiven Empfindung.

Das hat auch Folgen für das Verständnis der ‚Gefühle‘ in der Neuzeit: sie gelten als bloß subjektiv, wissenschaftlich marginal und beliebig.

Die Quantifizierung der Qualität ist ebenso verlustreich wie die schlechte Subjektivierung der Gefühle.

e) Krise

Das ist – in aller Kürze – die sogenannte Tradition Galileis: die Mathematisierung der Wissenschaften mit der Kehrseite, die Rückbindung an die Lebenswelt zu verlieren bzw. dezidiert zu kappen. Ein aktuelles Beispiel für die Konsequenzen ist, wenn die Psychologie an der Universität maßgeblich mit quantitativen, statistischen, mathematischen Methoden gelehrt und gelernt wird. Dagegen richten sich dann qualitative Methoden etwa der Erzählanalyse, der qualitativen Psychotherapieforschung etc. In dieser Tradition der Quantifizierung im Beobachterblick stehen auch die Evaluationen wie die vom Chirurgenpräsidenten genannten *Therapeutica*:

Messen durch Zählen, ohne zu Wägen, wäre die Formel dafür im Anschluss an die alttestamentliche Weisheit, wie es in Sapiaientia Salomonis 11,21 heißt: „du hast alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet“. Der quantifizierende Beobachterblick findet allenfalls eine Syntax; von Semantik und Pragmatik der Wissenschaften ist er weltenfern. Dieser Blick entspricht *denjenigen* Methoden, die *more geometrico* Mensch und Welt vermessen – und damit überaus erfolgreich sind. Diese maßlose Lust am ‚Vermessen‘ koinzidiert mit einer rigorosen ‚Praxisorientierung‘, der zufolge nur das interessiert, was sich rechnet.

Wie etwas ist, wird gemessen.

Was ist, lässt sich berechnen.

Nur was sich berechnen lässt, ist gültig.

Und nur was ‚sich rechnet‘, ist von Belang.

Die Objektivierung und Quantifizierung der Qualität von Dingen – ging einher mit der Marginalisierung subjektiver Empfindungen (als bloß subjektiv, als äußerlich und beliebig).

Das ist vermutlich unhaltbar:

Schon Geschmacksurteile sind subjektiv, aber nicht beliebig oder irrelevant.

Wahrheit – meinte Kierkegaard – sei gerade das Subjektive, die Existenz- oder Lebenswahrheit: nur das ist letztlich wahr, womit man leben und sterben kann.

4. Perspektivendifferenz: Musil und Kamlah

Qualitätsurteile sind daher *nicht* auf objektive Eigenschaften von Dingen zu verkürzen. Das zeigen zwei Beispiele:

Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften*, Reinbek bei Hamburg 1978, I, 9–11: „Über dem Atlantik befand sich ein barometrisches Minimum; es wanderte ostwärts, einem über Russland lagernden Maximum zu, und verriet noch nicht die Neigung, diesem nördlich auszuweichen. Die Isothermen und Isotheren taten ihre Schuldigkeit. Die Lufttemperatur stand in einem ordnungsgemäßen Verhältnis zur mittleren Jahrestemperatur, zur Temperatur des kältesten wie des wärmsten Monats und zur aperiodischen monatlichen Temperaturschwankung. Der Auf- und Untergang der Sonne, des Mondes, der Lichtwechsel des Mondes, der Venus, des Saturnringes und viele andere bedeutsame Erscheinungen entsprachen ihrer Voraussage in den astronomischen Jahrbüchern. Der Wasserdampf in der Luft hatte seine höchste Spannkraft, und die Feuchtigkeit der Luft war gering. Mit einem Wort, das das Tatsächliche recht gut bezeichnet, wenn es auch etwas altmodisch ist: Es war ein schöner Augusttag des Jahres 1913“.

„Schon einen Augenblick vorher war etwas aus der Reihe gesprungen, eine quer schlagende Bewegung; etwas hatte sich gedreht, war seitwärts gerutscht, ein schwerer, jäh gebremster Lastwagen war es, wie sich jetzt zeigte, wo er, mit einem Rad auf der Bordschwelle gestrandet dastand. Wie die Bienen um das Flugloch hatten sich im Nu Menschen um einen kleinen Fleck angesetzt, den sie in ihrer Mitte freiließen. Von seinem Wagen herabgekommen, stand der Lenker darin, grau wie Packpapier, und erklärte mit groben Gebärden den Unglücksfall. Die Blicke der Hinzukommenden richteten sich auf ihn und sanken dann vorsichtig in die Tiefe des Loch, wo man einen Mann, der wie tot dalag, an die Schwelle des Gehsteigs gebettet hatte. Er war durch seine eigene Unachtsamkeit zu Schaden gekommen, wie allgemein zugegeben wurde“.

„Die Dame fühlte etwas Unangenehmes in der Herz-Magengrube, das sie berechtigt war für Mitleid zu halten; es war ein unentschlossenes, lähmendes Gefühl.

Der Herr sagte nach einigem Schweigen zu ihr: ‚Diese schweren Kraftwagen, wie sie hier verwendet werden, haben einen zu langen Bremsweg.‘

Die Dame fühlte sich dadurch erleichtert und dankte mit einem aufmerksamen Blick. Sie hatte dieses Wort wohl schon manchmal gehört, aber sie wusste nicht, was ein Bremsweg sei, und wollte es auch nicht wissen; es genügte ihr, dass damit dieser grässliche Vorfall in irgend eine Ordnung zu bringen war und zu einem technischen Problem wurde, das sie nicht mehr unmittelbar anging [...].

Man ging fast mit dem berechtigten Eindruck davon, dass sich ein gesetzliches und ordnungsgemäßes Ereignis vollzogen habe. ‚Nach den amerikanischen Statistiken‘, so bemerkte der Herr, /werden dort jährlich durch Autos 190.000 Personen getötet und 450.000 verletzt.“

Diese Perspektivendifferenz ist exemplarisch für die Moderne:

Quantität und Qualität sind zwei grundverschiedene Perspektiven, unter denen man ein und dasselbe betrachten kann. Das braucht man nicht auf Mann und Frau zu verteilen, aber sowenig man die Geschlechterdifferenz aufheben kann, sowenig die von Quantität und Qualität.

Die quantifizierende Beobachterperspektive steht der qualitätssensiblen Teilnehmerperspektive gegenüber, allerdings nicht symmetrisch in einander ergänzender Gleichgültigkeit, sondern mit einer gewissen Asymmetrie.

Bemerkenswert ist dabei, wie die statistische Perspektive *wirkt*. Die qualitative Perspektive der Dame geht zunächst mit affektiven Turbulenzen einher. Die Unannehmlichkeiten im Bereich der ‚inneren Medizin‘ (der Magengrube) fühlen sich an wie Mitleid.

Das bedarf nun dringend einer Behandlung – die prompt von Seiten der quantitativen Beobachterperspektive angeboten wird. Der ‚Überblick‘ und die kausale Erklärung rücken die gestörte Ordnung wieder zurecht, wenn auch nicht ‚in Wirklichkeit‘, so doch ‚in Wirksamkeit‘. Der Dame wird die dringend erhoffte Erleichterung verschafft, das der Unglücksfall doch völlig in Ordnung geht angesichts der statistischen Regelmäßigkeit.

Aus der Beobachterperspektive des wissenschaftlichen Zuschauers wirken die Schiffbrüche des Lebens wie regelmäßige Ausnahmen. Nicht die Betroffenheit, sondern die Erklärungslust herrscht darin. Als wäre das erklärte Übel ein beseitigtes Übel. Was einst von der Religion erwartet wurde, wird viel befriedigender von der Statistik geleistet.

Ist Qualität subjektiv oder objektiv?

Die Qualität meines *Befindens* (wie ich mich fühle), ist sicher subjektiv. Auch wie sich *etwas anfühlt*, eine Situation, ein Kleidungsstück, ein Wein, ist sicher subjektiv.

Die Qualität eines *Kunstwerks* ist nicht *nur* subjektiv, aber nicht objektivierbar (Kant). Die Qualität eines *Produkts* (Auto, Haus) ist objektiv, aber auch subjektiv. Die Qualität von *etwas* ist in *keinem* Fall rein objektiv, denn sie ist eine Frage von Hinsicht, Zweck und damit Perspektive: Qualität von etwas für etwas für jemanden. Qualität ist daher in keinem Fall *vollständig quantifizierbar*:

Geht es um *Dinge*, kann man deren Qualität teilweise quantitativ fassen. Eine qualitativ hochwertige Uhr wird für alle hochwertig sein. Aber ob man eine atomgesteuerte Funkuhr für die beste hält, oder eine Uhr mit Seele, die noch Zähne und Räder hat – das ist zwar meines Erachtens keine Frage, aber nicht einfach objektiv entscheidbar. ‚Objektiv‘ misst eine Funkuhr die Zeit genauer, ihr Preis-Leistungsverhältnis ist wohl auch ‚effizienter‘, man kann auch ihr Design so gestalten, dass sie sich ‚gut verkauft‘ – und sie wird immer ein seelenloser Funksignalempfänger bleiben.

Das *Subjektive* an einem Qualitätsurteil ist jedoch *nicht ‚bloß‘* subjektiv. Mit der Qualität steht es hier ähnlich wie mit der Wahrheit. Etwas kann noch so wahr sein, etwa dass *heute ein Hochdruckgebiet über der Zentralschweiz liegt*, wenn ich das nicht erlebe und empfinde, ist es gleichgültig. Erst wenn sich dieses Hochdruckgebiet anfühlt wie *ein schöner Frühlingstag im Jahre 2005* wird das für mein Leben von Belang sein.

‚Das Subjektive ist das Wahre‘, meinte Kierkegaard. Wahr ist das, womit ich leben und sterben kann. Alles andere ist vielleicht passend, richtig, effizient – aber nicht eigentlich ‚wahr‘ zu nennen. Nur die Wahrheit für mich, die *Lebenswahrheit*, die sich in meinem Leben auswirkt, ist letztlich wahr – alles andere sei bloß objektiv, abstrakt und letztlich gleichgültig.

W. Kamlah, Philosophische Anthropologie. Sprachkritische Grundlegung und Ethik, Mannheim 1972: „Unser aller Leben ist eingespannt zwischen den Widerfahrungen Geburt und Tod“.

„Gute und schlimme Widerfahrungen treffen uns [...] nicht allein ‚von außen‘, d.h. hier: aus der Umgebung unseres Körpers, sondern z.B. auch als Versagen des eigenen Körpers, ja ‚von innen‘ als ‚Stimmungen‘, die uns ‚überkommen‘, vielleicht als übergroße Ängste in der Nacht, als ‚Affekte‘ am Tage“ (50).

„Was eine chirurgische ‚Operation‘ als Handlung ist, weiß primär der Chirurg. Was sie als Widerfahrung ist, weiß der Patient. Ein guter Arzt ist ein solcher, der wenigstens bemüht und in der Lage ist, sich in Krankheiten als Widerfahrungen hineinzusetzen“.

Was ‚Liebe‘ ist, kann niemand zureichend wissen, der nicht geliebt wird und nicht liebt oder doch liebte und geliebt wurde – geliebt werden ist ein Widerfahrungen, aber lieben in gewisser Weise auch.

Den Prädikator ‚Geburt‘ erlernt niemand mittels seiner eigenen Geburt. Eine Frau die gebiert, erlernt ihn neu und anders als der Mann, der von Geburten nur erfährt und dem doch die Geburt eines eigenen Kindes beglückend widerfahren kann.

Was ‚sterben‘ ist, kann gleichfalls niemand in der Weise primär wissen, wie er

wissen kann, was ‚lieben‘ oder was ‚dirigieren‘ ist. Doch wer an einem Sterbebett ausgeharrt hat oder wer einmal wissentlich in Lebensgefahr war, weiß es besser als ein Kind, das es nur ‚vom Hörensagen‘ weiß“ (41).

Beispiel: Gottesdienstbeurteilungen

Es gibt in kultur- und geisteswissenschaftlichen Fragen bisher keine akzeptierten und plausiblen *qualitativen* Evaluationen, sondern nur Äußerlichkeiten quantifizierender Indizes. Mit denen glauben Verwaltung und Politik hinreichend urteilen zu können – und sie irren sich vermutlich gewaltig.

Wie steht es mit der Qualität von Gottesdiensten? Jeder Teilnehmer, jeder Pfarrer, Organist, Visitor oder Professor wird durchaus ein Urteil haben über die Qualität eines Gottesdienstes. Und er wird dieses Urteil nicht nur für beliebiges Empfinden, sondern für ‚sachhaltig‘ oder begründet halten. Aber wie soll man ein so komplexes Ereignis wie einen Gottesdienst qualitativ beurteilen?

Aus Hildesheim kommt der Vorschlag von folgender Art:

1. Gesamteindruck: war der GD in sich stimmig, standen Gebete, Lesungen, Lieder und Predigt in einem erkennbaren Zusammenhang, habe ich mich im GD wohl gefühlt. – Schon diese Fragen lassen tief blicken: Stimmigkeit hängt am Zusammenspiel der Elemente und ist einigermaßen begründbar. Aber das ‚Wohlfühlen‘? Das ist das ‚subjektive Empfinden‘, das für die neuzeitliche Wissenschaft irrelevant geworden ist. Es ist aber für Gottesdienste *durchaus* ein nicht zu vernachlässigender Aspekt. Nur – läuft man mit so einer Frage nicht Gefahr, Kriterien der Event- und Wellness-Kultur auf das Gottesdienstgeschehen zu übertragen? Man könnte ja auch fragen: war es ‚wahr‘, was dort gesagt wurde (kann ich Ja und ‚Amen‘ dazu sagen)? Oder traf es die Wirklichkeiten, in denen ich lebe?
2. Welche Atmosphäre zeichnete den Gottesdienst aus? – Das ist sicher nennenswert, aber ist es ein Urteil über die Qualität?
3. Als äußere Bedingungen werden abgefragt: habe ich mich beim Ankommen wohl gefühlt, war die Raumtemperatur angenehm, die Beleuchtung passend, die Akustik gut, der Blumenschmuck gefällig, die Bestuhlung bequem? – So relevant das alles ist – es ist für den Gottesdienst sicher nicht von primärer Relevanz. Und dennoch, damit wird etwas ins Bewusstsein gerückt, was nicht irrelevant ist.
4. Der Inhalt wird evaluiert durch Fragen wie: konnte ich die Gebete mitbeten, passte der Inhalt zu meinem Leben und Glauben, konnte ich die Predigt verstehen, hat sie mich angeregt zum Nachdenken, konnte ich der Lesung folgen, war das Abendmahl ein Gemeinschaftserlebnis, hat es mich getröstet etc. Man kann hier Zweifel bekommen, was hier eigentlich beurteilt wird: der Teilnehmer durch sich selbst oder der Gottesdienst? Sagen diese Antworten mehr über den GD oder mehr über den Teilnehmer? – So zu fragen legt jedenfalls einen

Fehlschluss nahe: dass aus der Befindlichkeit der Teilnehmer auf den GD selber geschlossen werden soll. Es hängt daher *alles* davon ab, *wie* mit den Antworten auf solche Fragen *umgegangen wird*. Als Rückmeldung und Aufschluss über die Wirkung (Performanz) eines Gottesdienstes ist das sicher gut und nützlich; aber es lässt sich daraus kein ‚Qualitätsurteil‘ destillieren (schon gar nicht quantifizieren).

5. Therapievorsuche: Qualitätskontrolle und -sicherung?

Mir scheint das ein Mainstream der Problembearbeitung zu sein, die ‚ultima ratio‘ in Sachen Qualität: entweder Regulierung mit Normierung, oder Deregulierung und Marktmechanismen.

Überall, wo der tragende Konsens erodiert, treten explizite Regeln an die Stelle dessen. Da Regeln aber nur eingehalten werden, wenn sie überwacht und sanktioniert werden, braucht es letztlich eine *rechtliche* Regelung. Kurz gesagt: was sich nicht mehr von selbst versteht, wird rechtlich geregelt.

Das führt in einen ungeheuren – mir jedenfalls nicht ganz geheuren – Regelungswahn. Die EU mit ihren Nahrungsmittelnormierungen ist ein oft komisches Beispiel dafür. Alles zu regeln (um überall dieselben Standards zu haben), soll zur Vergleichbarkeit, Durchlässigkeit, Transparenz und ‚Vereinigung‘ führen – aber es führt zu einem Kontrollwahn und ständigen *Problemen* der Koordinierung. Steigerung der Kontrolle ist m.E. kontraproduktiv – die derzeitige Studienreform (à la bolognese) ist ein Beispiel dafür. Wenn man alles mit einer Ordnung regeln will, führt das zu unendlichen Regelungsproblemen. Und der Blick für die Phänomene, das gesunde Augenmaß geht verloren.

Im Blick auf die Kultur, in der wir leben, muss man sich fragen: wollen wir das? Wollen wir eine Kultur, in der möglichst alles rechtlich geregelt und einklagbar ist?

Vertrauen ist gut und schön, aber Kontrolle ist besser – kann das ein Grundsatz der Qualität sein? Qualitätskontrolle statt -vertrauen? An der Differenz zeigt sich, dass die Kontrollmechanismen ein Anzeichen sind für den Verlust dessen, was eigentlich selbstverständlich sein sollte. Und je mehr Kontrolle, desto weniger wird man sich auf das Vertrauen verlassen. Das Therapeuticum der Qualitätskontrolle könnte auch die Krankheit verschlimmern.

Kontrollierte Qualität ist nicht gesicherte Qualität, sondern vor allem Qualität unter Verdacht (unter Verdacht der Täuschung oder der Mängel). Die Kontrolle dient vor allem dazu, Probleme zu entdecken, aber keineswegs, um sie zu beheben, und erst recht nicht, um die Qualität zu verbessern.

Ein **Effekt von Kontrollen** ist zudem, dass sie zur ‚Produktion nach Vorschrift‘ führt, etwa ‚Dienst nach Vorschrift‘ – und das ist in den meisten Zusammenhängen faktisch *weniger* (quantitativ wie qualitativ), als *ohne* die Kontrolle geleistet würde. Für

Einstellung und Verantwortung ist Kontrolle in der Regel kontraproduktiv.

Alles und jedes wird evaluiert in einer epidemischen Breite, so dass man geneigt sein könnte, von einem akuten *morbus evaluitis* zu sprechen.³ Morbus, weil dieses Diagnosticum l. selber kaum kontrollierbar ist. Hier kehrt die antike Frage wieder ‚Quis custodiet ipsos custodes?‘ (Wer wacht über die Wächter?) – wer evaluiert die Evaluatoren?

Das drängendere Problem ist aber: 2. Können Evaluationen etwas über die *Qualität* sagen? Das wird gemeinhin unterstellt – aber ich jedenfalls habe bisher keine im Ernst so zu nennende *qualitätssensible* Evaluation kennen gelernt.

Um es am Beispiel der Wissenschaften zu verdeutlichen: Gemessen und bewertet werden die *Effizienz* (der Absolventenproduktion/skosten), Zahl und Ort von Publikationen (nach dubiosen Ratings der Organe), öffentliche *Resonanzen* (Auflagen, Zitationen) und das *Design*, die Oberfläche eines Instituts (oder einer Fakultät). Darauf beruht die öffentliche Wahrnehmung und Einschätzung, der zuliebe dann *Öffentlichkeitsarbeit* nötig ist, mit der möglichst eindrucksvoll zu präsentieren ist, was alles geleistet wurde.

Der implizite *Wirklichkeitsbegriff* dieser Evaluationswut ist an der Sichtbarkeit orientiert: ‚Was nicht sichtbar ist (auch für Ahnungslose), ist nicht‘. Es gilt das Prinzip der *Visibilisierung*. Worüber sich nicht berichten lässt, was sich nicht Unkundigen zeigen lässt, ergo was nicht sichtbar wird, ist wie nicht gewesen.

Dahinter steht eine Hermeneutik des *Verdachts*, desjenigen Verdachts, der die Wissenschaften für einen modernen Priesterbetrug hält, solange sich nicht ‚an ihren Früchten‘ erkennen lässt, was sie nützt.

Im Wesentlichen geht es in der Perspektive der Evaluationen um *Quantitäten*:

1. um *Effizienz* in Kosten-Nutzen-Relationen – wobei die Definition der Nutzen das eigentliche Herrschaftsinstrument ist. Wer darüber entscheidet, entscheidet über das höchste Gut, sei es das des Gesundheitssystems oder das der Wissenschaft.
2. um *Außenwahrnehmung* bzw. Außendarstellung – und das ist wohl oder übel eine Frage des ‚Scheins‘, des Anscheins, eine Frage des Designs.
3. Der Blick einer Evaluation ist der Blick eines *Beobachters*, von außen, mit dem Ideal der Neutralität, gesehen wird, was sichtbar ist, was sich für außenstehende Beobachter zeigen und darstellen lässt – und das ist Quantität als Index (Anzeichen) für das, was der Fall ist.

Aber ob diese Anzeichen für die Qualität signifikant (geschweige denn valabel) sind, bleibt Interpretationssache.

Ein Beispiel der *quantitativen* Analyse von Qualitätsfragen verdeutlicht das Problem. An den Universitäten wird die Qualität eines Forschers bemessen nach Zitationsstatistiken und der Publikationszahl. So gesehen würde ein Bestseller zur Weltliteratur ge-

³ Vgl. A. Koschorke, Wissenschaftsbetrieb als Wissenschaftsvernichtung. Einführung in die Paradoxologie des deutschen Hochschulwesens, Frankfurt a.M. 2004, 142–157.

hören. Da mag man noch so ‚viel literarisches Quartett‘ spielen, den Streit um Qualität wird man damit nicht beilegen können.

Irritierend ist am so beliebten **Diagnosticum** der Evaluation, dass es nicht selten zugleich für ein **Therapeuticum** gehalten wird. Wenn man nur oft genug evaluiert, würde die Qualität schon besser werden – das scheint der fromme Wunsch zu sein, den man sich einiges kosten lässt. Investiert wird auf diese Weise vor allem in die Kontrolle und das Design – nicht in das Vertrauen und die konkrete Arbeit. Und das scheint mir der Qualität nicht besonders zuträglich zu sein.

Fazit: Krisendiagnostik kann nicht nur auf der statistischen bzw. sichtbaren Oberfläche bleiben, sondern wird das methodisch Ausgeblendete zu thematisieren haben. Methodisch ausgeblendet wird hier die Dimension der **Qualität, die nur ‚von innen‘ wahrnehmbar ist**, die nur von Betroffenen und Teilnehmern wahrgenommen wird.

Als vorbildlich gilt die möglichst neutrale Beobachterperspektive, und die leidet an professioneller Erblindung, oder zumindest an gravierender Sehschwäche – ohne dass es Augenärzte gäbe, die die Wahrnehmungsfähigkeit messen und korrigieren könnten.

Zum Qualitätsbewusstsein gehört, sich nicht über die Qualität von Diagnosen zu täuschen, keine falschen Hoffnungen in deren Qualitätssensibilität zu setzen.⁴

6. Wie bildet sich der ‚Sinn für Qualität‘?

Qualität ist das, was sich zeigt, auf kurz oder lang.

Man kann nicht einfach mit dem Finger darauf zeigen, man kann sie nicht demonstrieren (das wäre nur die Demonstration von Qualität in präparierten Beispielen), aber es wird sich schon zeigen, was Qualität ist – das wäre eine Formel für das **Vertrauen in Qualität** (gegen Verdacht und Misstrauen, die wie die Pharisäer von Jesus ‚Zeichen‘ fordern).

Kontrollmaßnahmen wirken (auch wenn sie nicht so gemeint sein mögen) gegenläufig zum Vertrauen. Die notwendige Gegenmaßnahme wären, was man aus der Diplomatie kennt: vertrauensbildende Maßnahmen. Was könnte dem dienen?

Transparenz und ‚Fehlerkultur‘ sind sicher vertrauensbildende Maßnahmen: Sichtbarmachung – aber nicht im Sinne von Werbung und Design. Statt auf Oberflächenphänomene zu setzen, auf die Simulation von Erfolg, wären eher Zurückhaltung und Solidität passend.⁵

4 Um Qualität zu verbessern‘ bedarf es gründlicher Kritik – auch der Kritik an den Kontroll- und Evaluationsmitteln.

5 Aber auch die kann man simulieren.

Das mag man für einen frommen Wunsch halten, aber wo käme man ohne diese Frömmigkeit eines Vertrauens hin? Beste Ausbildung, Fortbildung, Apparate etc. einmal vorausgesetzt. Was bedarf es dann noch, um diesen Sinn zu bilden? Sinn für Qualität versteht sich nicht von selbst.

Er ist nicht eine Frage der *Ausbildung*, zumal nicht in den Zeiten des ‚Studium Bolognese‘, sondern der *Erfahrung und Bildung*. Wenn die im Studium erworben werden können, um so besser. Aber je verschulter Aus- und Fortbildung, desto sicherer werden Erfahrung und Bildung vermieden.

Dieser Sinn bildet sich auch *nicht* über Kostenkontrolle oder verwandte Kontrollmechanismen. Das sind nur Mittel, um Qualitätsprobleme anzuzeigen. Der Sinn wird nicht nur nicht gebildet, sondern verbildet durch Substitute: wenn man Qualität durch Quantifizierung fassen will. Daher bildet er sich auch *nicht* mittels des gegenwärtig grassierenden ‚morbus evaluitis‘, also *nicht* durch Quasi-Objektivierungen.

Daher neige ich auch zu einer gewissen Skepsis gegenüber den überall sprießenden Angeboten zur Qualitätsverbesserung. Allein der ungeheure Boom muss einen doch fragen lassen, wie groß und zahlreich die Probleme sind. Und die Dauer des Booms, wie hartnäckig sie fortbestehen.

Die oben geäußerte Vermutung lautete: die vielfältigen Evaluationsmechanismen könnten die Problemlage verschärfen. Statt Pluralisierung, Ausdifferenzierung, weiterer Ausbildung etc. schiene mir die Konzentration auf einiges wenige angebracht: die **Konzentration auf Erfahrung, Urteil, Wahrnehmung und Billigkeit**.

a) Erfahrung und Urteil

Urteilsvermögen, und zwar Kompetenz in *Qualitätsurteilen*. Zunächst entscheidet in Qualitätsfragen die *Erfahrung*, aber nicht die Routine. Erfahrung *allein* reicht nicht. Denn der Erfahrenste ist mitnichten stets der Beste. Erfahrung begründet nicht szientifische Urteile, sondern sapientiale, phronetische – mit dem Sinn, was wann angebracht ist. *Erfahrung* ohne Bildung der Urteilsfähigkeit (Kompetenz) bleibt unverarbeitete Erfahrung.

Urteilskompetenz bedarf der Schulung im Denken mit Messer und Gabel. Zu dieser Urteilskompetenz bedarf es eben auch einer Schärfung des *Differenzbewusstseins*.

Wenn oben kritisch notiert wurde, was der ‚implizite Wirklichkeitsbegriff‘ von Evaluation, Kontrolle und ständiger Verbesserung ist: **nur, was sich rechnet, ist von Belang**. Wenn sich alles auszahlen soll, bleibt Qualität auf der Strecke der Statistik.

Demgegenüber kommt hier eine Alternative dazu in den Blick: **nur, was sich nicht rechnet, ist von Belang**. Nur damit können wir leben und sterben.

Wenn vor allem von Belang ist, was sich *nicht* rechnet, könnte das einer **finanziellen Frustrationstoleranz** förderlich sein. Denn **Qualität zahlt sich oft nicht aus** – in der Wissenschaft schon gar nicht. Aber der Umkehrschluss wäre natürlich absurd: weil es sich nicht auszahlt, sei es qualitativ hochwertig.

b) Wahrnehmung

Qualität ist nicht allein eine Frage der Erfahrung, sie ist auch eine Frage der *Wahrnehmungsfähigkeit*, der Sensibilität. Die bildet sich nicht, indem man *viel* sieht, sondern indem man *genau hinzusehen lernt*.⁶ Erfahrung und deren *Verarbeitung* bleiben blind ohne eine **Einübung in die Wahrnehmung des Anderen**, der anderen Person wie des Anderen des Handelns. Nur ein Erfahrener, der sich immer wieder irritieren lässt, der seine Wahrnehmung offen hält, hat die Chance auf die Bildung seines Sinns für Qualität. Hier kehrt der *sinnliche Sinn* des Qualitätsurteils wieder.

c) Recht und Billigkeit

Sinn für Qualität erfordert *Unbestimmtheitspielräume* (und nicht totale Kontrolle) und eine Toleranz gegenüber Unbestimmtheiten – und nicht die allumfassende Regelung (gesetzlich und bürokratisch), auch nicht eine umfassende ‚Zertifizierung‘ nach Industrienormen.

Kant schlug zur näheren Bestimmung dieses Sinns für Unbestimmtheit eine klassisch gewordene Unterscheidung vor: das *bestimmende* vom *reflektierenden* Urteil zu unterscheiden. Das bestimmende Urteil subsumiert den Einzelfall unter eine Regel. Das reflektierende Urteil hingegen sucht dem Einzelfall gerecht zu werden, wie einem Kunstwerk.

Eine maximale Verrechtlichung zielt darauf, dass einem möglichst nichts unterkommt, was sich nicht unter Regeln subsumieren ließe. Für alle Fälle eine Regel zu haben, wäre der Traum jedes Bürokraten.

Dagegen hatte schon Aristoteles eine lebensdienliche (überlebensnotwendige) Unterscheidung vorgeschlagen: die von *Recht und Billigkeit* (*epieikeia* = Angemessenheit, Schicklichkeit, Milde, Nachsicht). Billig ist das, womit man einem Einzelfall gerecht zu werden sucht für den es kein Gesetz oder im Gesetz keine genannte Ausnahme gibt.⁷

Nicht Verrechtlichung der Lebenswelt oder der Berufswelten also, sondern eine Zurückhaltung gegenüber den Mitteln des Rechts scheint mir angebracht. Gleiches gälte für Vorschriften, Verwaltungsregeln etc. (auch im Bereich der Wissenschaft).

6 Aber auch nicht ‚zu genau‘. Wenn man ein Bild mit zuwenig Distanz betrachtet, sieht man nichts mehr. Welches Bild wie viel Nähe verträgt und fordert – das wird nur die eigene Erfahrung einem sagen. Und die sollte einem sagen, dass nicht sie selber das sagt, sondern das Bild, um das es, geht dabei mehr als ein Wort mitzusprechen hat.

7 Der Grund für die Zulässigkeit der *Epieikeia* liegt darin, dass der Gesetzgeber nicht alle Umstände voraussehen kann, die für die Menschen eintreten können, und sie selbst bei Voraussicht nicht alle im Wortlaut eines allgemein Gesetzes berücksichtigen kann.

Das kann im Grenzfall soweit gehen, dass man den Boden des Gesetzes verlässt. Die Probleme der Sterbehilfe in Deutschland bewegen sich auf ebendiesem Terrain. Sie ist verboten, wird aber im individuellen Fall ‚selbstredend‘ praktiziert, auch wenn man sich damit im Auge des Gesetzes strafbar macht. Das halte ich im übrigen auch für theologisch nicht nur möglich, sondern ggf. auch für geboten: Denn Lebenserhaltung (wie Selbsterhaltung) um jeden Preis wäre gottlos. Aber daraus eine ‚Regel‘, gar ein Gesetz zu machen, scheint mir gefährlich. Denn das muss eine Einzelfallentscheidung bleiben, bei der man sich nicht einfach auf ‚das Recht‘ zurückziehen darf.

Qualität sichern zu wollen ist gut und recht, besser und billig wäre aber sie nicht sichern zu wollen, sondern den Sinn für Qualität zu bilden.

Auf diesem Wege könnte vielleicht tiefer geschürft werden als mit den Mitteln von Evaluation und Co. Jedenfalls wäre es eine ‚vertrauensbildende Maßnahme‘, die den prekären Antagonismus von Wissenschaft und Lebenswelt etwas entspannen könnte. Das ist vielleicht zu wenig, um alle Probleme zu lösen, aber es wäre jedenfalls mehr als Ökonomie und Politik der ‚Effizienzsteigerung‘ erwarten lassen.